

(Nachdruck verboten.)

65]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Adolf Heß.

Die Mutter nickte Rybin zu und hegte in qualvoller Freude. Aber im nächsten Moment sah sie, daß der blauäugige Bauer neben ihm stand und sie ebenfalls anstarrte. Sein Blick erstreckte für eine Minute das Bewußtsein von Gefahr in ihr . . .

„Was mache ich da? . . . Auf diese Weise werde ich auch noch festgenommen!“

Der Bauer sagte etwas zu Rybin, dieser schüttelte den Kopf und meinte mit zitternder Stimme aber deutlich und mutig:

„Das macht nichts! Ich bin nicht allein auf Erden . . . Alle Wahrheiten fangen sie doch nicht ein! Wo ich war, bleibt ein Andenken von mir . . . jawohl! Wenn sie auch das Nest zerstört haben und keine Freunde und Genossen mehr dort sind. . .“

„Das sagt er meinetwegen!“ folgerte die Mutter schnell. „Das Volk haut andere Nester für die Wahrheit und einst kommt der Tag, wo die Adler ausfliegen . . . dann wird das Volk frei!“

Ein Weib brachte einen Eimer Wasser und begann stöhnend und klagend Rybins Gesicht zu waschen. Ihre zarte, jammernde Stimme mischte sich in Michailos Worte und blieb der Mutter unverständlich. Der Bauernhause trat mit dem Offizier vor, jemand schrie laut:

„Holt einen Wagen für den Arrestanten, he!“

Dann ertönte von neuem die Stimme des Offiziers, wie beleidigt:

„Ich darf Dich schlagen, aber Du mich nicht, das darfst Du nicht, Du Rindvieh . . .“

„So! Wer bist Du denn? Bist Du Gott?“ rief Rybin.

Ein Wirrwarr von halbblauen Ausrufen übertönte seine Stimme.

„Streit nicht, Onkelchen! Er vertritt nun einmal die Behörde.“

„Seien Sie nicht böse, Herr Kommissar . . . Der Mensch ist nicht bei Sinnen . . .“

„Schweig doch, Du sonderbarer Mensch!“

„Sie bringen Dich gleich in die Stadt . . .“

„Da geht es mehr nach dem Gesetz! . . .“

Die Rufe der Menge klangen begütigend, bittend, sie flossen zu einem undeutlichen Lärm zusammen, in dem alles hoffnungslos und kläglich war. Die Dorfpolizisten führten Rybin an den Armen die Amtsstrepe hinauf und verschwanden in der Tür. Die Bauern auf dem Platz gingen langsam auseinander. Die Mutter sah, daß der blauäugige sich ihr zuwandte und sie verstohlen anblickte. Ihre Beine zitterten unter den Knien, ein jämmerliches Gefühl von Ohnmacht und Einsamkeit zog an ihrem Herzen und rief Uebelkeit hervor.

„Ich darf nicht weggehen! . . .“ dachte sie. „Ich darf nicht!“

Sie klammerte sich fest an das Treppengeländer und wartete.

Der Kommissar stand auf der Amtsstrepe und redete gestikulierend in vorwurfsvollem, schon wieder farblosem Tone:

„Ihr seid Schafsköpfe, Hundsötte! Ohne jede blasse Ahnung mischt Ihr Euch in solche Sache ein . . . in eine Staatsangelegenheit! Viehzeug! Ihr müßt mir danken, mir zu Füßen fallen wegen meiner Gutmütigkeit! Wenn ich will, marschieret Ihr alle ins Zuchthaus.“

Etwa zwei Duzend Bauern standen mit den Mühen in der Hand da und hörten zu . . .

Es wurde dunkel, die Wolken senkten sich tiefer herab . . .

„So geht es bei uns zu . . .“

„Ja—a . . .“ antwortete die Mutter leise

Er blickte sie offen an und fragte:

„Was ist Deine Beschäftigung?“

„Ich kaufe Spitzen bei den Bauerfrauen . . . und Zeinen . . .“

Der Bauer strich langsam seinen Bart. Dann meinte er, mit einem Blick nach dem Weirksamträge und halbblaut: „Das findst Du bei uns nicht.“

Die Mutter sah ihn von oben nach unten an und wartete auf einen Moment, wo sie schidlich ins Zimmer gehen konnte. Das Gesicht des Bauern war nachdenklich, hübsch, die Augen traurig. Der breitshultrige, große Mann trug einen dicht mit Flicken besetzten Kasten, ein reines Kattunhemd, fuchsrote Hosen aus selbstgewebtem Tuch und schlechte Stiefel auf den bloßen Füßen . . .

Die Mutter seufzte erleichtert. Und plötzlich fragte sie mehr instinktiv als überlegend:

„Kann ich bei Dir übernachten?“

Frage ihn und alles in ihr straffte sich, Muskeln und Knochen. In ihrem Kopf bligten schnell stehende Gedanken auf:

„Nikolai Iwanowitsch stürze ich ins Verderben . . . Paul bekomme ich lange nicht wieder zu sehen . . .! Mich selbst wird man schlagen!“

Der Bauer blickte auf die Erde und antwortete langsam, indem er seinen Kasten auf der Brust zusammenschlug:

„Übernachten? Das kannst Du . . . Warum nicht? Aber meine Hütte ist nur schlecht . . .“

„Ich bin nicht verwöhnt! . . .“ antwortete die Mutter ohne Ueberlegung.

„Das kannst Du!“ wiederholte der Bauer und maß sie mit einem forschenden Blick.

Es war schon dunkel und in der Dämmerung glänzten seine Augen kalt, das Gesicht schien sehr blaß. Die Mutter sagte schnell, als wenn sie einen Berg hinunterlief, halbblaut:

„Also ich komme sofort . . . und Du . . . nimmst meinen Koffer . . .“

„Gut.“

Er schob die Schultern vor, schlug den Kasten wieder zusammen und sagte leise:

„Da — kommt der Wagen . . .“

Auf der Amtsstrepe erschien Rybin, seine Hände waren wieder gebunden, sein Kopf und Gesicht grau verhüllt.

„Lebt wohl, liebe Leute!“ Klang seine Stimme in der kalten Abenddämmerung. „Sucht die Wahrheit, behütet sie, glaubt dem Menschen, der Euch das reine Wort bringt, schont Euch nicht, wenn es die Wahrheit gilt! . . .“

„Halt's Maul, Du Hund!“ schrie irgendwo die Stimme des Offiziers. „Polizist, treib die Pferde an, Schafskopf!“

„Was geht Ihr denn auf? Was führt Ihr für ein Leben? . . .“

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Rybin, an dessen beiden Seiten die Polizisten saßen, rief dumpf:

„Weshalb geht Ihr an Hunger zugrunde? Bemüht Euch um die Freiheit . . . sie gibt Euch Brot, wie Wahrheit . . . Lebt wohl, Ihr lieben Leute! . . .“

Der hastige Lärm der Räder, das Stampfen der Pferde, die Stimme des Kommissars verschlangen seine Worte, überfüllten und erdrückten sie.

„Jetzt ist's zu Ende!“ sagte der Bauer kopfschüttelnd, wandte sich an die Mutter und fuhr halbblaut fort:

„Bleib noch ein wenig in der Station . . . ich komme bald . . .“

Die Mutter trat ins Zimmer, setzte sich an den Tisch vor dem Samowar, nahm ein Stück Brot in die Hand, blickte es an und legte es langsam wieder auf den Teller. Sie mochte nicht essen; unter der Herzgrube verspürte sie wieder Uebelkeit.

„Er hat mich erkannt,“ dachte sie träge und kraftlos, „mich erkannt . . . hat erraten . . .“

Weiter kam ihr Gedanke nicht, sondern ertrauf in qualvoller Niedergeschlagenheit.

Schüchtern Stille, die sich vor dem Fenster versteckte, löste den Lärm ab und entblöhte im Dorf etwas Unterdrücktes, Erschrecktes, verschärftes in der Brust das Gefühl der Einsamkeit, füllte die Seele mit Finsternis, die grau und weich wie Asche war.

Das kleine Mädchen trat ein und fragte, an der Tür stehen bleibend:

„Soll ich das Rührei bringen?“

„Nicht nötig . . . ich will nicht mehr . . . das Geschrei hat mich so erschreckt . . .“

Das Mädchen trat zum Tisch und erzählte erregt, aber leise:

„Wie hat der Kommissar ihn geschlagen! . . . Ich stand dicht dabei, ich hab es gesehen . . . Alle Zähne sind ihm ausgebrochen . . . Er spuckt Blut und das ist ganz dick und dunkel . . . Augen hat er gar nicht mehr, ja—a. Er ist Leerbrenner . . . Der Wachtmeister liegt da bei uns . . . ganz betrunken und will immer noch Branntwein haben . . . Er sagt, da war eine ganze Bande . . . und dieser mit dem Bart, das war der Erste . . . Der Hetman, heißt das . . . Drei haben sie gefaßt, aber einer ist weggelaufen . . . Dann haben sie auch noch einen Lehrer abgefaßt, ja—a! . . . Der ist auch mit dabei . . . Sie glauben nicht an Gott und überreden andere . . . daß sie alle Kirchen plündern . . . Solche Leute sind das! Aber unseren Bauern hat der Mann leid getan; andere sagen — man müßte ihn tot machen! . . . Wir haben so böse Bauern — o weh! . . .“

Die Mutter hörte der unzusammenhängenden, schnellen Erzählung aufmerksam zu und bemühte sich, dadurch ihre Unruhe zu unterdrücken und das schmerzhaft, erwartungsvolle Gefühl zu zerstreuen. Das kleine Mädchen aber freute sich wahrscheinlich darüber, daß man sie anhörte und schwatzte mit immer größerer Lebhaftigkeit, indem sie die Worte fast verschluckte, mit gedämpfter Stimme:

„Papa sagt, das kommt alles daher, daß nichts wächst! Unser Land trägt schon zwei Jahre nicht, alle Leute sind ganz matt . . . davon sind die Bauern so böse — o weh! Sie schreien in der Versammlung und hauen sich . . . Neulich als bei Wajukow wegen Steuern Sachen verkauft wurden, wie hat er da den Dorfältesten ins Gesicht gehauen. „Da hast Du meine Steuern,“ sagte er . . .“

Vor der Tür ertönten schwere Schritte. Die Mutter flüchte die Hände auf den Tisch und erhob sich. . . . Der blauäugige Bauer trat ein und fragte, ohne die Mütze abzunehmen:

„Wo ist das Gepäck?“

Er hob den Koffer leicht auf, schüttelte ihn und sagte: „Ist leer! . . . Marjka, bring die Fremde nach meiner Stütte.“

Und ging fort, ohne sich umzusehen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von Saloniki nach Konstantinopel.

In einem stahlblauen Glanze liegt das Meer. Goldene Lichter tanzen auf seinem Spiegel. Ein leichter Wind hat eingeseht. Seewärts weht er. Der kräuselt die Wasser zu feinen Wellen, daß sie der Wole zutanzeln und mit taktmäßigem Klatschen an die Steindämme plätschern. Ein Wiegen und Schaukeln geht durch die Barken und kleinen Schiffe. Die großen Segler aber und Dampfer liegen ganz still. Ihnen können die se Wellen nichts anhaben, die in weißen Sprüchern an ihrem braunen Gebäl emporklimmen suchen.

Vom Bord des Schiffes ein letzter Blick auf die Stadt. In weitem Bogen baut sich das alte Thessalonich um seinen Hafen. Hinter Bejastule, dem weißen Turm, grüht die Villenstadt Kalamaria, wo die Haurs wohnen, die Leute aus Frankistan. Amphitheatralisch klettern die Häuser hügelan. Ueber braune Dächer und über die schlanken Minarets weißer Moscheen schaut grau und verwittert die Zitadelle. Sie wacht über dem Häusergewirr, in dessen Gassen und Gäßchen sich ein grolles Sonnenleuchten schmiegt, und sie wacht über dem Meerz, das hier Einlaß gewährt in das mazedonische Land.

Ein taktmäßiges Stampfen durchzittert das Schiff, das gewendet hat und in langsamer Fahrt aus dem Hafen herausgleitet. Der Leuchtturm liegt hinter uns. Kleiner und kleiner werden die Häuser und die im Hafen verankerten Schiffe. Eines nach dem anderen verschwindet, bis schließlich auch, als letztes, die Zitadelle hinter dem Horizont versinkt.

Die Bucht von Saloniki ist verschwunden. Eine Landzunge hat sich breit ins Meer geschoben. Ihr gegenüber dehnt sich ödes Sumpfland — das Deltagebiet des Wardarstromes. Dann aber öffnet sich das Meer, das Ägäische Meer, das in diesem Teile auf manchen Karten auch die Bezeichnung eines Golfes von Saloniki führt. Gen Osten schiebt die Halbinsel Chalkidice die eine ihrer drei Zaden: die Landzunge Kassandra. Gen Westen, dort wo das Türkenreich an das Land der Hellenen grenzt, ragt der alte Götterberg Olymp. und gen Süden funktelt in einem blauen Stahlglanze das Meer.

Kein Lüftchen bewegt hier draußen den Sommertag. In einem tiefen Blau wölbt sich der Himmel. Ein Lichtnebel dampft über dem Wellenlipern des Meeres. Ruhig gleitet das Schiff. Ein paar Möwen flattern landeinwärts am Horizont. Weiße Seeel tauchen auf und verdrwinden. Delfine tummeln sich in

lustigen Sprüngen. Leise plätschern die Bogen. Mit hellen Armen tauchen sie aus der dunkelblauen Flut empor und wie weißes Spitzengeriesel umschmiegen sie die braunen Planken, die sie gurgelnd durchschneiden.

Wie ein Riese steht der Olymp. Schnee und Eis bedecken sein Haupt. Gletscher haben seinen zackigen Gipfel durchfurcht. Bleigraues Gewölk hüllt seine Schultern. Ein tiefer Einschnitt — das Tal Tempe — trennt ihn von dem ihm fast ebenbürtigen Ossa, der weiter gen Süden in den Pelion übergeht. Eine gewaltige, himmelstarrrende Mauer ragen die drei Berge. Ihr gelbliches Grau verschwimmt am Horizont. Und doch bleiben sie sichtbar, stundenlang sichtbar: eine graue Wand, aufgebaut über einem stahlblauen Meer und unter einem sonnengolüberflürten tiefblauen Himmel . . .

Dann tauchen im Süden ein paar Inseln auf. Rote Kuppen mit spärlichem Graswuchs. Sie sind die nördlichsten Vorposten der Sporaden: Psatura, Giura, Palagonisi, Chilikodromia und Piperi. Segler kreuzen zwischen ihnen und weiße Wellenkämme erzählen von einer Brandung an Klippen und Riffe. Im Norden hat die Halbinsel Chalkidice ihre zweite Landzunge, Longos, ins Meer geschoben. Zwischen Kap Patiri und Kap Drepanon weitet sich nun tief und blau der Golf von Kassandra. Das Schiff gleitet an ihm vorüber. Der Golf von Hagion Dros tut sich auf, von der gleichnamigen Landzunge im Osten begrenzt, die auf ihrer südlichsten Spitze den Berg Athos trägt.

Gärten umgürten den Fuß dieses Felsenriesen. Ein dunkles Grün schimmert vom Land hinüber, wo der Süden alle seine Wunder und Herrlichkeiten ausgeschüttet hat. Gaine klettern den grauen Fels hinan. Dächer grünen und Lürme winken. Um brödelnde Mauern schlingen sich Ranken in wunderlichem Geäder. Klöster haben sich auf den Hängen breitgemacht. Und oben auf dem Gipfel des Riesen ragt, halb von Wolken verhüllt, halb von der Sonne umgildet, das Kloster der Verkörperung Christi.

Dieser Berg mit seinen Gainen und Häusern, Gärten und Klöstern ist der Sitz einer Mönchsrepublik, wie sie zurzeit wohl einzig in der Welt dasteht. 20 Klöster, 11 Skiten (Mönchsdörfer), 250 Zellen und 150 Einsiedeleien haben hier ihren Platz gefunden. Diese Institute gehören durchgehend der griechischen Kirche an; sie sollen insgesamt mehr denn 3000 Mönchen und Laienbrüdern Aufenthalt bieten. Nichts Weibliches darf dieser heilige Bezirk beherbergen: keine Frau, keine Stute, keine Kuh, keine Ziege, keine Hündin, keine Henne. Wer sich in die Wohnstätten auf dem Berge Athos zurückgezogen hat, muß abgeschlossen haben mit dem Leben und den Rest seiner Tage in völliger Abgeschlossenheit verbringen.

Und je tiefer die Sonne sinkt, desto höher wächst der Berg aus dem Meer hervor. Die Wolkenkrone, die die Strahlen des Abends übergolden, weicht nicht von seinem Haupt: so stand er still und grau und starr im Osten, als das rote Vulkangestein der Insel Lemnos näher und näher kam. So stand er noch immer, als die Pyramide des Phengari auf Samothrake matt aus dem Norden herüberblinkte und als die Insel Imbros breit und braun aus der schwarzblauen Flut heraustruck.

Dann kam die Nacht. Himmel und Wasser schienen eins geworden. Wo ein Land aufstieg, da zeichnete es sich noch um eine Nuance tiefer von dem dunklen Hintergrunde ab. Bis die Sterne aufleuchteten und mit ihrem Goldgespinner den leichten milchiggrauen Dunst des Abends fortwischten. Ruhig und klar strahlten sie vom Himmel. Goldene Lichter tropften sie in das dunkle Meer, welches dieses Leuchten gierig verschlang, daß auch in ihm ein Glanz erzitterte von all den Sternensfunken, die auf seinen Spiegel gefallen . . .

Und das Schiff fand seinen Weg durch Nacht und Sternensblinken, bis der Morgen kam. Mit goldroten Flügeln hatte der sich hinter den Uferbergen Kleinasiens erhoben und war über die Dardanellen hinübergeflogen zum Hellespont und zum Festlande der Balkanhalbinsel. Die Dardanellen hatte unser Schiff schon so ziemlich durchgemessen, als der junge Tag kam. Schlösser und Forts grühten wohl noch von beiden Seiten, aber schon war Galipoli auf der europäischen und Lapsaki an der asiatischen Seite an uns vorübergeglitten. Das Kap Kara Burun wies bereits auf das Marmarameer hinaus.

Die Türken auf dem Schiffe wurden lebendig. Hatten sie bisher die Reise mit Schlaf, Essen und Träumen ausgefüllt, so beginnt jetzt ein allgemeines Baden. Die Teppiche und Decken werden zusammengerollt, das Eßgeschirr wird verstaubt. Die Frauen ziehen den Schleier tiefer über das Gesicht und die Kinder werden mit Wasser, Kamm und Bürste einer gründlichen Reinigung unterzogen.

Es geht Stambul näher und näher. Die Insel Marmara, die den Golf von Artaki vom eigentlichen Marmarameer abgrenzt, gleitet vorüber. Im schmalen Meeresarm zwischen Asien und Europa stampft das Schiff. Blau und goldübersonnt liegt wieder das Meer. Im Norden wie im Süden verschwimmen die Küsten im Lichtnebel. Segler kreuzen unseren Weg. Dampfer kommen und gehen. Dann treten die Ufer näher und näher aneinander. Ein felsiges Inselchen, Katolimni, reckt sich im Süden aus dem Wasser, und über die asiatischen Uferberge hebt grau und gebieterisch der bithynische Olymp sein schneegekröntes Haupt.

Eine Bucht gräbt sich tief in das asiatische Ufer hinein: der Golf von Ismid. Vier Inseln schließen sie nach dem Meer zu ab; eine Unzahl Klippen und winziger Eilande sind um diese Inselgruppe gestreut. Die Pringinseln sind es. Weiße Häuser grünen von Prinkipo herüber. Dunkle Gaine winken auf Chalki. Der Seewind hat die Uferzypressen auf Antigoni leicht landeinwärts gebeugt und ein paar Barken mit gelben und roten Segeln gleiten an Protis sonnigen Hängen entlang . . .

Und wieder hat sich das Marmarameer zur schmalen Fahrinne verengert. Wir stehen am Eingange des Bosporus. Dampfer, Segler und Raiks füllen die Fläche des Meeres. Das Schiff stampft mit halbem Dampf. Alles ist auf Deck geeilt und starrt nach einer Stelle im Osten.

Noch eine geraume Weile verhüllt der blendende Lichtdunst die Ferne. Dann blüht es auf. Wie ein Riß geht es durch dem Sonnenschleier. Die Spitze eines Minarets taucht auf. Eine zweite folgt und eine dritte. Häuser grünen von der asiatischen Uferseite. Amphitheatralisch bauen sie sich um den Wulguru auf: Kadikoi, Haidar Pascha, Stutari. Nun biegt das Schiff scharf gegen Norden ab, und — ein Märchen — liegt Konstantinopel vor den staunenden Blicken. Jedikule, die Burg der sieben Türme, und die Ruinen der alten Stadtmauer geben zuerst dem aus dem Westen Kommenden den Willkomm. Der Serasfjerturm grüßt von der Höhe und aus dem Sonnenleuchten blüht weiß der Marmor der Hagia Sofia, der Suleimanija und der Achmed-Moschee. Um die Seraispize herum, vorbei am Leanderturm, gleiten wir in das Goldene Horn. Ein Wald aus Masten liegt hier verankert zwischen drei Städten, die ein Ganzes bilden, wie es sich schöner nicht zum zweiten Male auf der Erde finden soll.

Das große Schiff, das uns übers Meer getragen, braucht Zeit zum Anlegen. Fauchend und stampfend rückt es mit seiner Breitseite dem Uferlai näher. Schon neigte sich die Sonne hinter die Hügel Stambuls, als die Landungsbrücke an Bord gelegt wurde. Der Glanz des Abends spielte um die Kuppeln der Moscheen, schmiegte sich an den Marmor der Minarets, vergoldete die Mastspitzen der Segelschiffe. In stolzer Schönheit baute sich Pera vor uns auf und aus den Zypressenhainen Stutaris, am jenseitigen Ufer des Bosporus, stiegen die ersten Schatten der nahenden Nacht

ln.

Kleines feuilleton.

Zum Grabe unseres Hans Nikolaus Krauß bin ich am letzten Mittwoch hinausgewandert. Genau vor einem Jahre war es ja, daß wir seine Leiche auf dem Weißenseer katholischen Friedhof in die Erde bettetten. Und es war damals auch so ein sonniger milder Herbsttag! Nun trieb es mich, wieder hinzugehen.

Schon oft habe ich vor Dichtergräbern gestanden. Es ist doch was Eigenes um sie. Der da unten modert, war ein Mensch wie du, wie ich und alle; doch es redete der Gott aus ihm, so lang er lebend unter seinen Mitbrüdern weilte. Sein Körper war das Gefäß für einen hochfliegenden, rastlos sinnenden, rastlos gestaltenden Geist. Die Hülle zerbrach; doch die Werke des Geistes, der dort seine Wohnung und Werkstatt besaßen, sie bleiben unvergänglich bei dem einen, oder sie gleichen welken Blättern, die schon im fahler Herbstwind vom Baume schüttelt, daß sie nun rasch im Staube vermodern, bei dem anderen, ach, bei vielen.

Ob H. N. Krauß' „Heimat“-Trilogie zu den „vielen“ gehören werde? Ich bezweifle es. Nicht, weil er der unsrige war, sondern weil er ein Eigner. Die Zeit ist Richter. Sie stürmt über die Vielen hinweg und zerstäubt sie, gleich der Asche im sondern weil er ein Eigner war. Die Zeit ist Richter. Sie stürmt der Nachwelt, wer sie gewesen sind. Dichtergräber! Manchmal ein prunkend Bild aus Erz oder Stein; meistens aber zerfallen — vergessen . . .

Mein Herz war ängstlich beklommen, als ich durch die Reihen der Gräber schritt. Ob ich den Krauß-Hügel finden würde, wenn es nun so wäre, daß man seiner vergessen hätte? Der freundliche Aufseher geleitete mich zur Stätte.

„Hans Nikolaus Krauß? O, ich erinnere mich genau. Es war vor einem Jahre. Nur die roten Schleifen, die durfte ich nicht dulden. So steht's in meiner Instruktion; danach mußte ich handeln.“

„Die Kranzschleifen wurden selbstverständlich ohne Widerrede entfernt; aber ich trug sie doch alle hinterm Sarge her.“

„Dagegen war nichts einzuwenden, gewiß nicht,“ erwiderte der Wächter. „Doch wir sind am Ziel. Sehen Sie da.“

Ach, wie mich die wohlgepflegte Grabstätte erfreute! Esu umrankt dicht den Hügel. Und darüber erhebt sich, auf einem steinernen Baum, stumpf ein granitnes Epitaph: „Schriftstellet und Dichter Hans Nikolaus Krauß“, nebst Ort und Datum der Geburt, wie des Verschidens . . . Stillen Herzens habe ich's gedankt und einen Topf mit blühenden Astern auf den Hügel gestellt.

Wohl war heute, gerade heute, niemand, außer mir, beim Grabe gewesen. Aber nun weiß ich's ja, daß dort die Genien gartester Liebe und Freundschaft walten!

e. K.

Ueber die moderne Technik als ethisches Problem hat Herr Dr. F. Goldstein im Falz-Saarbrüder Bezirksverein deutscher Ingenieure einen interessanten Vortrag gehalten, dessen Leitlinien

hier in Kürze wiedergegeben werden sollen. Einer der größten Fortschritte für die Kultur bildet die Einführung einer gänzlich veränderten Methodik in das Arbeitsverfahren. Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandene moderne Technik hat das Kunstverfahren durch das wissenschaftliche ersetzt. Im Kunstverfahren stand die Persönlichkeit des Meisters im Vordergrund, während das wissenschaftliche Verfahren im Prinzip ganz außerhalb der Person steht. Das bedeutet einen enormen Fortschritt, weil das Arbeits- und Produktionsverfahren dadurch ein für jedermann erreichbares Wissen und unvergängliches Allgemeinut und Eigentum späterer Geschlechter geworden ist. Das ist natürlich nicht so zu verstehen, als ob die Sache gänzlich von jeder Person losgelöst wäre, denn immer wird es nötig sein, daß die geeigneten Personen zu der Sache in Beziehung treten und ihr den Inhalt geben, ohne den das Ganze für uns nichts existieren würde. Zweifellos spielt dabei die Vererbung der Fähigkeiten eine große Rolle; sie und das Ueberkommen der Kulturereigenschaften der früheren Generationen stellen uns Nachgeborene auf die höhere Stufe, welche die Reime immer höheren Fortschritts in sich birgt. Die Entwicklung geht allerdings dahin, daß die kunstvolle Entwicklung der Maschinen den technischen Erzeugungsvorgang immer mehr von dem Menschen löst. Sie geht aber nicht dahin, daß die Maschine einfach die Handarbeit nachahmt, sondern ihren eigenen Weg geht. Sie löst ihre Aufgabe mit eigenen Mitteln, wobei als wesentliches Erfordernis die Zerlegung des Arbeitsvorganges auftritt, ein Prozeß, der auch in der ökonomischen Entwicklung zu beobachten ist. Beide stehen daher in vollem Einklang miteinander. Die Eigenart der Maschine hat dabei nicht immer den schädlichen Einfluß, von dem viele nicht genug Aufhebens und Geschrei machen zu können vermeinten; die Kunst empfängt von ihrer Existenz vielmehr neue Richtlinien, in deren Auswertung man erst neuerdings eingetreten ist. Ein Beispiel dafür gab Direktor Peter Jessen, der Anfang Mai über diesen Gegenstand einen sehr lehrreichen Vortrag im „Verein für deutsches Kunstgewerbe“ hielt. Sein Vortrag bezog sich auf die „Grundlagen der heutigen Möbelkunst“, worüber wir ausführlich berichteten. Wir ersehen daraus, daß die Maschine sehr wohl geeignet ist, die Kunst zu fördern, man muß nur bestrebt sein, ihre Arbeitsmethode in der richtigen Weise für die Fortentwicklung der Eigenschaften der mit ihr herzustellenden Gebrauchsgegenstände nutzbar zu machen.

Die Eigenart der Technik, namentlich die Zerlegung des Arbeitsvorganges, führt leicht zu einer Ueberschätzung der sachlichen Kulturaktoren. Diese Meinung Dr. Goldsteins führt leicht zu schiefer Auffassung; man wird sie wohl dahin ergänzen, daß man zweifellos wird anerkennen müssen, daß die persönlichen Faktoren mit der fortschreitenden Entwicklung sich mehr und mehr dem Einflusse der Gemeinschaftsarbeit zuwenden, daß im Laufe der Zeit sich auch hier der Grundsatz mehr und mehr Anerkennung verschaffen wird, daß die Persönlichkeit nur ein von den mannigfachen Faktoren beeinflusstes Produkt ist, das seiner Zeit und deren Anforderungen entspricht. — Die Technik kann im Dienste des Guten wie des Bösen stehen, der technische Vorgang aber bedarf zu seinem glücklichen Fortgang einer erhöhten Anspannung sittlicher Kraft. Auguste Comte glaubte in der Idee der Menschheit den ethischen Mittelpunkt gefunden zu haben, andere dagegen glauben, durch die Kunst das ethische Leben erneuern zu können. „Der im Gefolge der neuen technischen Entwicklung auftretende Materialismus leugnet den Endzweck des Lebens und ruft damit eine pessimistische Stimmung hervor; diese zu beseitigen und der Technik wieder metaphysische und ethische Ausflüchte zu eröffnen, ist das Ziel derjenigen Bestrebungen, die eine neue moderne Weltanschauung schaffen wollen.“ Tatsache ist ja, daß eine zu enge naturwissenschaftlich-technische Bildung für den Ingenieur eine Gefahr hat, weil sie die Feinheit seelischer Empfänglichkeit und den Blick für die weiteren Aufgaben, die gerade seinem Arbeitsgebiet entspringen, rauben können. Das gilt besonders für die Leiter größerer Unternehmungen und für diejenigen, welche eine auch nur teilweise leitende Stellung innehaben. Wir müssen es beklagen, daß die Leiter vieler großer Werke diesen Entwicklungsgang genommen haben; ihnen mangelt mit wenigen Ausnahmen diejenigen seelischen Eigenschaften, welche sie gerade besitzen sollten. Doch auch hier müssen wir uns erinnern, daß sie nur Kinder ihrer Zeit und der Zustände sind, unter deren Einwirkung sie aufgewachsen sind, daß sie ferner als Einzelpersonen nur einen geringen Einfluß nehmen können auf Dinge, die im wesentlichen von ganz anderen Faktoren vornehmlich wirtschaftlicher Art bestimmt werden. „Je mehr aber die Technik mit dem übrigen Leben verflochten wird, um so mehr muß sie von dem ethischen Verständnis für die Menschengruppe geleitet sein, in der sie gerade ihr Werk vollbringt.“ Das ist allerdings eine Konsequenz, die die Entwicklung unabweislich im Gefolge haben wird. Dr. Goldstein zieht aus seinen Ausführungen den beachtenswerten Schluß, daß es für den Techniker erforderlich ist, „daß er sich zur Erkenntnis der geistigen Uebungen der Menschheit mit Ethik und Philosophie im weiteren Sinne beschäftigt.“

Erziehung und Unterricht.

Deutsche Erziehung und Hauslehrerbestrebungen. Ein Reformprogramm von Berthold Otto. Groß-Dichterfeld. Verlag des Hauslehrers. 1907. 60 S. — Der Hauslehrer. Wochenschrift für den geistigen Verkehr mit Kindern. Herausgegeben von Berthold Otto.

Das Gebiet der Erziehung ist von jeher ein Feld für Experimente gewesen. Weil jeder Mensch aktiv oder passiv mit der Er-

ziehung zu tun hat oder zu tun gehabt hat, ist es begreiflich, daß sich viele berufen fühlen, zur Lösung der vielfachen und oft recht verwickelten Erziehungsprobleme ihre Scherlein beizusteuern. In den letzten Jahren wird wieder besonders viel experimentiert. Die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Erziehungssystems mit seinen schroffen unermittelten Scheidungen zwischen Haus-, Schul- und Selbsterziehung, wobei jede Erziehungsform für sich wiederum völlig mangelhaft, teilsweise unsinnig und unpädagogisch durch Elternhaus und Staat gehandhabt wird, dazu die allgemeine soziale Unruhe und Gärung haben die pädagogischen Neuerer, Experimentierer, Propheten und Narren wachgerüttelt. Die pädagogischen Bücher- und Zeitschriftenproduktion wirft jeden Tag neue Stöße von „Systemen“, „Methoden“, Reformvorschlägen und Kritiken auf den Markt.

Das meiste davon vergeht noch rascher als es entstanden ist; kaum, daß sich ein Mensch darum kümmert. Manche Vorschläge enthalten gute Keime, die in einer besseren Gesellschaftsordnung, die Zeit, Interesse und Mittel für die Erziehung übrig hat, vielleicht ganz erfreuliche Blüten im pädagogischen Garten ergeben werden. Hierzu sind die Lanberziehungsheime zu rechnen. Auch dem pädagogischen Eigenbrödlar Vertbold Otto, dem Begründer der „Hauslehrer“bewegung, ist nicht abzuspüren, daß seinen Versuchen und Bestrebungen ein gewisser berechtigter Kern zugrunde liegt. Otto will von dem Massendruck und dem Zwangsunterricht in den heutigen Schulen nichts wissen, er fühlt ganz richtig heraus, daß dabei die Psychologie zu kurz kommt. Er will dem eigenen Wachstum der Kinder Rechnung tragen, der Erzieher soll nur beobachtend neben dem Kinde stehen und helfen wo es notwendig ist oder das Kind selbst es wünscht. Dabei scheidet die heute eine Hauptrolle in der Erziehung spielende Gewalt völlig aus. Das Kind gehört zwar, aber nur weil von dem Kinde verlangt wird als erforderlich ist. „Durch nichts wird so sehr zum Ungehörig erzogen wie durch Ueberspannung der Gehorsamsforderung.“ Otto steigt ganz zum Kinde herunter, verfehlt sich in seine Gedanken- und Gefühlswelt und versucht vor allen Dingen auch in der Mundart des Kindes zu sprechen. Darin steckt ein gesunder Gedanke, zweifellos ist diese Methode besser als die heutige schablonenhafte Schulmethode, die schon an die ganz Kleinen mit abgezogenen Begriffen herantritt und in einem unendlich nüchternen Ton mit ihnen verkehrt. Aber auch bei Otto überwiegt je länger je mehr die Nüchternheit, auf die Dauer wird auch sein „Hauslehrer“ton trocken und langweilig. Das kommt wahrscheinlich mit daher, daß Otto selbst das meiste schreibt, oder richtiger einem Stenographen diktiert in reißeliger, breiter Ausführlichkeit. Unerträglich wird sein Ton besonders, wenn er damit Dichtungen zuleibe geht, und in seinem nüchternen Pädagogendeutsch die poetische Fabel und Sprache übersehen will.

Eine weitere Besonderheit Ottos ist seine Vorliebe für die Behandlung politischer, sozialer und gesetzgeberischer und ähnlicher Materien in einer dem Kinde verständlichen Mundart. In seinem „Hauslehrer“ kann er über die „Vorsentrisis“ oder über die Sozialdemokratie oder über die Reichstagsauflösung mit allem Drum und Dran reden. Otto bemerkt in seinem neuesten Schriftchen mit einer gewissen Genugtuung, daß er sich in diesem Teil seiner Bestrebungen „der entscheidendsten Förderung der Behörden zu erfreuen“ gehabt hat. Das leuchtet ohne weiteres ein, wenn man nur einen dieser Artikel gelesen hat; sie tröpfeln von Kaiserbegeisterung und Deutschhämerei und suchen, wo immer es geht, gegen die Sozialdemokratie mobil zu machen. Aber es ist doch interessant, daß die Behörden nichts dagegen haben, wenn schon mit den schulpflichtigen Kindern in ganz unzweideutiger Weise Politik getrieben wird, solange diese Politik sich im Rahmen der Regierungstendenzen bewegt. Wenn aber die der Schule entwachsenen Arbeiterjugendlinge sich in ihren Organisationen mit politischen Dingen beschäftigen, so donnert die Behörde sofort mit einem grimmen: *Warte, ich werde Euch! dazwischen.*

Im übrigen sind nach der rein formellen Seite hin auch die Ottoschen Versuche nicht ohne Interesse für uns. Gerade weil die Schule in einer dem proletarischen Elternhause widerstrebenden Weise Politik macht, sollen wir bemüht sein, Wege aufzufinden, die dem Elternhause hier eine wohlthätige Gegenwirkung ermöglichen. Die Hauptsache ist, daß Leute vorhanden sind, die interessante und wichtige politische Dinge in einem für Kinder verständlichen Tone vorzutragen wissen, damit auch die Arbeiterkinder Verständnis für die in der häuslichen Unterhaltung besprochenen Gegenstände gewinnen. Man braucht nicht gerade so zu machen wie Otto; vielleicht gelingt es vor allen Dingen, einen frischeren Ton zu finden. Aber wenn Otto durch seine Bestrebungen eine entsprechende Produktion im proletarischen Sinne angeregt haben sollte, so hat er sich immerhin ein, wenn auch bescheidenes Verdienst erworben. h. sch.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Künstlicher Honig. Künstlichen Honig gibt es seit sehr langer Zeit insofern, als es stets unsaubere Hände gegeben hat, die an Stelle des Naturhonigs alle möglichen mixta composita hergestellt und unter falscher Flagge auf den Markt gebracht haben. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn die Chemie danach strebt, ein Ersatzmittel für das Naturerzeugnis zu gewinnen und als solches dem Verbrauch zugänglich zu machen, ohne daß auch nur

der Versuch eines Betruges vorliegt. Dieser Ehrgeiz der Chemie ist freilich bedenklich, wenn die Fälscher dadurch neue Mittel in die Hand bekommen, und zwar ist diese Gefahr um so größer, je vollkommener der Erfolg des Chemikers ist, d. h. je mehr das Kunstprodukt die Eigenschaften des natürlichen besitzt. Mit Bezug auf den Honig hat nun die Chemie ihre Arbeit ziemlich vollständig geleistet, indem namentlich durch die Untersuchungen von Professor Herzfeld ein Süßstoff erzielt worden ist, der sich ausgezeichnet zur Vereitung eines künstlichen Honigs eignet. Der Vorsicht halber mag das Rezept als Geheimnis betrachtet werden; es genüge die Angabe, daß bei einer bestimmten Mischung dieser Stoff nach längerer Erhitzung auch die schöne goldgelbe Farbe des Honigs annimmt und sich auch unter denselben Bedingungen wie der Naturhonig verfestigt und wieder verflüssigt. Es fehlt dem künstlichen Erzeugnis nun aber noch die Hauptsache, nämlich das eigentümliche Aroma des Honigs, wofür ein Ersatz bisher noch nicht gefunden worden ist. Hier tritt also jedenfalls der Bienezüchter in sein volles Recht, weil auch der Fabrikant eines künstlichen Honigs recht stark aromatischen Honig braucht, mit dem er seinem Produkt erst den eigentlichen Geschmack verleihen kann. Die Bienezüchter sind begreiflicherweise dennoch von diesem Fortschritt wenig erbaut und rufen, wie es mit dem schönen parlamentarischen Ausdruck heißt, nach der Klinker der Gesetzgebung, um die Fabrikation von künstlichem Honig entweder sehr zu erschweren oder ganz zu verhindern. Die Chemiker tun sich auf der anderen Seite auf ihre Arbeiten in begreiflichem Stolz viel zugute und wollen die Bienezüchter zu dem Glauben überreden, daß auch sie von dem künstlichen Honig Vorteil haben werden. Der dazu empfohlene Süßstoff soll nämlich die Qualität auch des Naturhonigs verbessern und ihn verdaulicher machen. Außerdem wird gegen den Naturhonig ein Vorwurf erhoben, der wenigstens zum Teil als berechtigt gelten kann, nämlich daß er vielfach ein zu starkes, oft auch ein nicht angenehmes und nicht zukünftiges Aroma besitzt. So soll der Honig aus den Blüten der echten Kastanie zuweilen geradezu einen abstoßenden Geschmack haben, ebenso der des Spargels usw. Solche Eigenheiten besonderer Sorten, die dem Bienezüchter gewiß oft Kummer und Nachteil bereiten, sollen durch den Zusatz des künstlichen Süßstoffes aufgehoben werden. Vorläufig ist der Gegenstand aber noch nicht geschlichtet, und es wird wohl noch lange Zeit dauern, ehe der ehrliche Bienezüchter mit der Chemie einen Pakt wird schließen wollen. Immerhin beträgt die Fabrikation von Kunsthonig in Preußen allein jährlich gegen 60 000 Zentner.

Humoristisches.

— Ein guter Kerl. „Mein Mann ist wirklich zu gutmütig! Gestern war er noch langer Zeit mal wieder im Wirtshaus — da hat ihm der Kaufmann ein Aechel Rotwein, ein Zigarrenreisender fünf Mille Zigarren und der junge Arzt, der sich kürzlich hier niedergelassen hat, eine Herzkrankheit aufgeschwatzt.“

— Indiskrete Frage. „Lassen Sie doch das Rauchen sein; für das Geld, was Sie schon verrauht haben, hätten sie sich längst ein Automobil kaufen können!“
„Das ist möglich — wo haben Sie denn Ihr Automobil?“

— Sehr richtig. „So oft ich Sie im Restaurant sehe, trinken Sie Kunstwein, Herr Mendant!“
„Ja, da hat man wenigstens etwas Echtes!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Die Neue freie Volksbühne, die jetzt rund 19 000 Mitglieder in 22 Abteilungen in sich vereinigt, hat nunmehr auch Opernaufführungen als reguläre Vereinsvorstellungen in ihren Spielplan aufgenommen und zu diesem Zweck sämtliche Montag-Abendvorstellungen der Vorjüng-Oper gepachtet. Damit wird der erste Versuch unternommen, auch Abendvorstellungen einzuführen. Die erste Vorstellung findet am 30. September, 8 Uhr statt. Zur Aufführung gelangt: „Die lustigen Weiber von Windsor“.

— Für das Kaiser Friedrich-Museum wurden in Aegypten eine Anzahl wertvoller Kunstgegenstände aus byzantinischer Zeit erworben: Silber- und Bronzegefäße und Bruchstücke einer sehr schönen dunkelblauen, mit vergoldeten Ornamenten versehenen Glasvase, dazu mehrere holzgeschnitzte Säulen.

— Die drahtlose Telegraphie über den Ozean. Marconi äußerte sich einem Besucher der großen Signalstation in Port Dorien gegenüber sehr zuversichtlich über die Eröffnung des Verkehrs mittels drahtloser Telegraphie über den Atlantischen Ozean, die in einigen Wochen bevorstehen soll. „Ich werde in Cape Breton bleiben“, sagte er, „bis die Station für den Handelsverkehr eröffnet wird, was in etwa drei Wochen der Fall sein wird. Wir haben nur noch einige kleine Proben vorzunehmen, bevor wir beginnen. Eine besondere Eröffnungsfeier soll jedoch nicht stattfinden. Wir werden keine große Affäre daraus machen, sondern ruhig unsere Arbeit aufnehmen. Wir haben alle Hindernisse überwunden und sind des Erfolges sicher.“